

(Nachdruck verboten.)

80]

## Cesarine.

Von Jean Richépin. Uebersetzt von S. L.

Ich vermochte, ihr auseinanderzusehen, daß der Kapitän durchaus kein solches Ungeheuer sei, wie sie denke, sondern daß er vielmehr krankhafte Begriffe von Ehre, Patriotismus und Disziplin habe, daß man von dieser Aufregung absehen müsse; und daß schlimmsten Falles ich ja da sei, um zu beweisen, daß Paul in keiner Weise der Kommune gedient habe. So ginge denn meine Meinung dahin, dem Genesenden den Brief nicht zu zeigen, da er ihn zu sehr erschüttern würde, und dem er übrigens doch nicht gehorchen könnte.

„Warum denn! fragte mich Cesarine. „Ihn aus Paris heraus zu bringen. Aber ich nehme das auf mich. Ich werde Himmel und Erde in Bewegung setzen. Hat denn nicht Heurtault Freunde, die uns einen Passirschein verschaffen können? Was meinen Vater anbetrifft, so ist er ein schwacher Greis, ein Ausländer; man kann ihn sicher nicht verhindern, mit uns zu kommen. Dann ich, ich reise auch mit ab. Ich werde Paul wegführen. Ich will nicht, daß er hier bleibt, dem Jorn, der Rache dieses Mannes, den ich fürchte, ausgefetzt. Oh! Um jeden Preis werde ich ihn retten, ich muß es.“

Sie sprach rasch, sie hatte in dem Schrecken, den sie nicht bemeistern konnte, offenbar ganz den Kopf verloren. Um sie zu zwingen, kühler zu überlegen, sagte ich ihr:

„Und die Geldfrage, Fräulein?“

Sie zögerte eine Sekunde; und dann schrie sie, indem sie in ihrem Heldennuth jede Scham vergaß:

„Um so schlimmer! Ich werde mich an Herrn Bochart wenden. Ich werde ihm alles versprechen, was er will. Ich werde lügen. Ich werde betrügen. Ich werde niederträchtig handeln. Aber ich werde Paul retten. Oh! Da das arme Kind so wenige Tage noch zu leben hat, so soll er sie wenigstens glücklich verleben, und glücklich durch mich. Nichts wird mir zu theuer sein, um das zu erreichen, nichts!“

Ich versuchte noch, sie zu beruhigen, sie von dem Plan zurückkommen zu lassen, der mir unvernünftig erschien, und ihr zu beweisen, daß es vernünftiger, für die Gesundheit Pauls zweckmäßiger sei, daß es mehr im Interesse seines Glückes läge, wenn er ruhig in Paris bliebe. Sie wollte mich nicht hören. Die schreckliche Drohung des Kapitans brachte sie ganz von Sinnen. Sie sah nur das, sie dachte nur daran, sie wiederholte unaufhörlich:

„Aber dieser Mensch haßt ihn, er wird ihn tödten. Er ist ein Ungeheuer, sage ich Ihnen.“

Ich drang in sie und sprach ihr davon, daß allein schon die Lektüre dieses Briefes Paul übel bekommen könnte, und daß man ihn ihm doch übergeben müßte, um ihn zu dem Entschlusse zu bringen, Paris zu verlassen.

„Ohne Zweifel,“ entgegnete sie mir. „Aber das Schlimme, das er von ihm davontragen kann, ist nichts im Vergleich von dem, was ihm dieser Mensch zudenkt. Und setzen sie den Fall, daß ich Sie anhöre und daß wir bleiben; wäre es dann nicht meine Schuld und auch die Ihre, wenn dieses wilde Thier seine Instruktion, wie immer sie auch lauten mag, erfüllt, wie er sich dessen rühmt, wenn dieser Vater zum Mörder an seinem Sohne würde, während wir das jetzt alles vermeiden können, indem wir Paul den Brief zeigen und ihn so zwingen, abzureisen? Das ist es, was wir thun müssen, nichts anderes, glauben Sie mir.“

Obwohl ich deutlich sah, daß diese schrecklichen Gründe ihr von der äußersten, von der wahnsinnigsten Furcht eingegeben seien, beugte ich mich doch vor ihnen. Da erst kam Cesarine wieder zu sich, und ihre rasche, geistige Klarheit kehrte wieder zurück, um die Mittel zu besprechen, die die fest entschlossene Abreise ermöglichen sollten. Wir kamen überein, daß wir uns jeder besonders aufmachen sollten, ich um durch Heurtault's Vermittelung den Passirschein zu erlangen, sie, leider! um von Bochart das Geld zu erhalten. Wenn wir den Passirschein und das Geld hätten, wollten wir Paul von dem Briefe seines Vaters

Kenntniß geben, um ihn dann sogleich zu überzeugen, daß er gehorchen müsse; — und dann fort von hier!

Cesarine ging beruhigt, fast lächelnd weg, und ich las noch einmal mit ruhigem Blute die verhängnißvollen Worte des Kapitans. Während ich las, erinnerte ich mich, wie er mir im Restaurant zu Besançon wüthend zugerufen hatte:

„Ich habe gethan, was ich thun wollte. Und ich habe wohl gethan. Entweder hält man die Ohren steif, oder man hält sie nicht steif. Wenn ich noch einmal handeln müßte, so würde ich ebenso handeln...“

Und ich sah ihn im Geiste wieder, wie er die Plünderer des Proviantwagens in Respekt hielt, den Revolver in der Faust, den Kopf schüttelnd, die kleinen Augen ganz mit Blut unterlaufen wie ein gestellter Eber, und in seinen Schnurrbart fluchend:

„Verflucht und vermaledeit!“ — —

### XVII.

Wir brauchten sechs Tage, ehe wir den Passirschein erhalten konnten. Wir mußten erst ein Attest des Doktors B... — des Professors, der Paul untersucht hatte — beibringen, in dem bescheinigt war, daß Paul absolut unfähig sei, Militärdienste zu leisten, und ebenso eine Bescheinigung der Mairie, daß Szasz Miklos Ausländer sei. Erst nachdem durch diese Atteste das Mißtrauen der Polizei-Präfectur beseitigt worden war, hatte sie sich entschlossen, die Schriftstücke auszustellen, die Szasz, Cesarine und Paul erlaubten, Paris über Vincennes zu verlassen.

Cesarinen war es sogleich bei Bochart geglückt: sie hatte einen neuen Vorschuß von zweitausend Franken erhalten.

„Aber diesmal,“ sagte sie mir, „ist mein Gewissen beruhigt. Ich habe Herrn Bochart einen Schuldschein über die ganze Summe, die ich ihm schulde, ausgestellt, und darin ist ausbedungen, daß ihm das Eigenthumsrecht an der Bibliothek zufällt, wenn ich sie ihm nicht binnen Jahresfrist zurückzahle.“

„Warum haben Sie das gethan?“ fragte ich.

Mit einem wunderbar strahlenden Blicke antwortete sie mir:

„Das ist sehr einfach. Wenn ich in einem Jahre an dem Tode Paul's nicht zu gründe gegangen bin, werde ich Herrn Bochart die ganze Wahrheit sagen: Daß ich die Geliebte eines Anderen gewesen bin, daß ich also nicht seine Frau sein könne, und er mag sich sein Geld in der ausbedungenen Form zurücknehmen. So wird mir niemand, selbst dieser Mann nicht, einen Vorwurf machen können.“

„Aber wie werden Sie und ihr Vater dann leben können?“

„Ich werde arbeiten“, entgegnete sie. „Ich werde Stunden geben.“

„Aber wenn er allein zurückbleibt?“

„Er hat eine Rente von sechshundert Franken auf Lebenszeit. Damit und durch unseren alten Freund ist für seine Bedürfnisse gesorgt.“

Sie sagte mir das mit so überlegenem, fast kaltem Tone, daß ich in Erstaunen gerieth.

„Sie sehen,“ fuhr sie fort, „daß ich keine überspannte Person, keine Närrin bin, daß ich vielmehr ganz logisch und ruhig denke. Das kommt ohne Zweifel von der Beschäftigung mit der Mathematik her. Aber Sie können daraus schließen, daß ich selbst bei meinen leichtsinnigen Streichen die Logik nicht vergesse.“

Und sie schloß mit einem seltsamen Lächeln:

„Alles im Leben, selbst die außerordentlichsten Dinge vollziehen sich, im Grunde, nach bestimmten Gleichungen.“

Ich habe seitdem oft an das Seltsame in diesem Ausspruche gedacht, den ich in jenem Augenblicke fast garnicht verstand, und den ich auch heute noch nicht, wie ich gern gestehe, vollständig verstehe, der mir aber doch einen Lichtstrahl auf das Dunkel dieser mystischen Seele zu werfen scheint. Offenbar bestimmten sich für Cesarine die Empfindungen, die Gefühle, der Wille und selbst die Leidenschaften in anderer Weise als bei anderen Frauen. Sie blieb der Mathematiker selbst in der Liebe. Aber durch welchen seinen Mechanismus verbanden sich und beeinflussten sich in ihr der Geist des Mathematikers und das Herz einer Heldin? Ich war damals zu jung, um darauf zu achten und es zu beobachten. Und

heute, wenn ich darüber nachdenke, stelle ich mir vor, daß niemand auf der Welt außer ihr ihre Lebensgleichung hätte auflösen können. So viel ist sicher, daß ich bei diesen „moralischen Gleichungen“ nur die „Wurzeln“, das heißt die resultierenden Handlungen gesehen habe. Ich muß mich aber darauf beschränken, diese Handlungen zu erzählen, wie sie sich abspielten, nur die einzelnen „Punkte“ anzugeben, und es Scharfsinnigen überlassen, rückwärts die psychologischen „Coordinaten“ zu ermitteln.

So viel ist in der That gewiß, daß sie, wie sie sagte, auch bei ihrem gegenwärtigen leichtsinnigen Streiche die Logik nicht außer acht gelassen hatte. Sie hatte für diese Abreise alles arrangirt und in Ordnung gebracht und selbst ihr Gewissen. Bei dem Problem, das für sie zu lösen stand, fehlte ihr nur noch ein einziges Element, und dessen glaubte sie sich sicher, nämlich der Einwilligung Paul's.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Gewitter.

„Wenn die Wolken gehürmt den Himmel schwärzen,  
Wenn dumpftosend der Donner hallt,  
Da, da fühlen sich alle Herzen  
In des dunkeln Schicksals Gewalt.“

Das Unbekannte und Ueberrächtige, das der Mensch nicht meistern kann, dessen Bedingungen er nicht kennt, übt die größte Gewalt über ihn aus. Von der Natur fühlte er sich in jeder Beziehung abhängig, und deshalb brachte er den einzelnen Naturgewalten göttliche Verehrung entgegen. Als Sinnbilder der geheimnißvollen, alles Leben beherrschenden Mächte sah er wohl vom Himmel gefallene Steine und dergl. an, die er als Fetsche anbetete. Mit zunehmender Erkenntniß schwand die Furcht und das Grauen vor dem Unbekannten und in dem Maße, wie man die Natur zu beherrschen lernte, wurde sie entgöttert.

Wenn wir im dumpf tosenden Donner heute auch nicht mehr die rollende Stimme der zornigen Gottheit zu hören meinen, die ihren Zorn verderbbringend behältigt, indem sie den zackigen Blitz in die menschlichen Wohnstätten schleudert, wenn wir auch wissen, daß es sich hier um natürliche Erscheinungen handelt, die dem Willen einer in unsere Geschicke eingreifenden Gottheit eben so ferne stehen, als der regelmäßige Wechsel von Tag und Nacht, so können sehr viele Menschen eine unerklärliche Furcht vor und während eines Gewitters doch trotz dieser Erkenntniß auf keine Weise los werden. Die allgemeine Schwüle, die dem Gewitter gewöhnlich vorausgeht, übt eine ungemein erschlassende Wirkung auf unsere Nerven aus, und es ist erklärlich, daß unsere Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse nachläßt; die Gewitterfurcht, die ihre tieferen Ursachen wohl in der Erregbarkeit der Nerven für elektrische Einflüsse hat, ist daher kaum durch größere Erkenntniß zu bannen.

Die besondere Erscheinung, durch die das Gewitter vor allem ausgezeichnet ist und die den besonderen Anlaß zur Furcht vor ihm giebt, sind die als Blitz bekannten, vom Donner begleiteten elektrischen Entladungen. Es ist noch nicht gar zu lange her, daß die elektrische Natur des Blitzes erkannt wurde; noch im vorigen Jahrhundert war man der Meinung, daß er durch die Entzündung brennbarer Dünste entsteht, deren Explosion den hallenden Donner und die gewaltigen zerstörenden Wirkungen veranlaßt. Die Funken, welche knisternd aus dem Konduktor einer Elektrifizirmaschine gezogen werden, legten zuerst den Gedanken einer Vergleichung mit dem Blitze nahe; je größere Apparate man baute, je stärker das Streben nach Ausgleich der elektrischen Zustände, die elektrische Spannung, war, um so ähnlicher wurden die Funken dem Blitze. Bei den modernen Induktionsapparaten, mit denen man praffelnde Funkenentladungen von mehr als 50 Zentimeter Länge bequem hervorrufen kann, springt die Analogie mit dem Blitze ganz unverkennbar in die Augen. Hält man zwischen die Spitzen eines Induktorkreises eine mit Eisenseilspänen bestreute Glasplatte, so springt der Funke zwischen den einzelnen Theilchen über und kann auf diese Weise eine noch beträchtlichere Länge erreichen. Auch der Blitz ist kaum als ein einzelner Entladungsschlag zwischen einer Wolke und der Erde aufzufassen, sondern springt zwischen den einzelnen in der Luft enthaltenen Staub- und Dunsttheilchen über, bis er zur Erde gelangt, so daß er dadurch seine oft so gewaltige, selbst meilenlange Länge erhält.

Woher die Elektrizität der Gewitterwolken rührt, ist noch keineswegs vollständig festgestellt. Die Erde befindet sich stets in elektrischem Zustande; da ihre Oberfläche nicht überall von der gleichen Beschaffenheit ist, so ist auch die Verteilung des elektrischen Zustandes eine sehr ungleichmäßige. An gekrümmten Erhebungen sammelt sich die Elektrizität in größeren Mengen an und strömt von hoch gelegenen Punkten, wie den Masten der Schiffe, in die Atmosphäre, wobei sie als glimmendes Büschel im sogenannten Elmsfeuer sichtbar wird. Die in der Atmosphäre schwebenden Dunsttheilchen werden bei der Verührung mit der Erdoberfläche elektrisch; auch giebt die zwischen ihnen und der Erde stattfindende Reibung Anlaß zum Entstehen einer elektrischen Ladung; wenn die einzelnen kleinen Theilchen zu einem größeren Tropfen zusammenfließen, so wird ihre gesammte Oberfläche kleiner;

auf dieser wird die Elektrizität daher bedeutend dichter sein, so daß die gewaltigen Spannungen auftreten können, die zur Entstehung des Blitzes führen.

Die Meinung, daß bei der Verdunstung an den Oberflächen der Wassermassen auf der Erde die Dampftheilchen elektrisch werden, ist heute von den meisten Forschern aufgegeben; dagegen hat eine andere Ansicht manche Anhänger gefunden, wonach die Elektrizität der Gewitterwolken durch die Reibung der aufsteigenden Dunsttheilchen an in der Atmosphäre schwebenden kleinen Eiskristallen entsteht. Die hochschwebenden weißen Wölkchen, die sogenannten Schäfchen oder Cirri, bestehen hauptsächlich aus Schnee und Eis; übrigens schweben Eistheilchen oft auch in der Luft, ohne daß sie überhaupt von der Erde aus als Wolken erscheinen. Bei der verbängnißvollen Luftfahrt, die Tissandier, Crocé-Spinelli und Sirel am 15. April 1875 ausführten, von der nur Tissandier lebend zurückkehrte, während die beiden anderen in der Höhe von 8600 Metern den Erstickenstod fanden, bemerkten die Luftfahrer schon in einer Höhe von 4500 Metern schwebend rings um sich einen weiten Kreis von Schäfchenwolken, die bis zur Höhe von 8000 Metern noch erheblich zunahmen. Dabei war in derselben Zeit für die Beobachter auf der Erdoberfläche der Himmel durchaus klar und durchsichtig; in der Richtung von unten nach oben waren die Eiskristalle sehr dünn und blieben daher durchsichtig; den Luftschiffen dagegen, die mit ihnen in gleicher Höhe schwebten, wurden sie sichtbar, da sie sich in ihrer horizontalen Wiederrichtung meilenweit erstreckten.

Verschiedene Luftströmungen können längere Zeit hindurch neben einander bestehen. Der Strom warmen Wassers, der vom Caralibischen Meere und dem Golf von Mexico durch den Atlantischen Ozean fließt, und die nördliche Küste von Norwegen umspült, erhält sich trotz des ihn überall umgebenden kälteren Wassers auf diesem mehr als 1000 Meilen langen Wege deutlich erkennbar; danach ist es verständlich, daß kalte Luftströmungen, welche Eiskristalle führen, und wärmere, in denen Wasserdampf schwebt, längere Zeit hindurch neben einander bestehen können. Die durch die Reibung der Dampftheilchen am Eise elektrisch gewordene Masse, die sich zu schweren Wolken verdichten, werden durch die strömende Luft durch beträchtliche Strecken fortgeführt und bilden die oft nur 1200 bis 1400 Meter hoch schwebenden Gewitterwolken, die sich allerdings auch bis zu Höhen von 4000—5000 Metern und darüber erheben.

Herrscht an einem Orte sehr starke Hitze, so entsteht ein aufsteigender Luftstrom, in welchem sich der Wasserdampf kondensirt und Gewitterwolken sich bilden. Diese sogenannten Wärmegewitter, die lokaler Natur sind und sich nicht über weite Gebiete erstrecken, haben im allgemeinen keinen erheblichen oder nachhaltigen Einfluß auf die Temperatur; allerdings fallen während ihrer kurzen Dauer reichliche Regenmengen, die dann verdunsten und hierzu große Wärmemengen verbrauchen. Aber die dadurch bewirkte Abkühlung ist nur von einer geringen Dauer, so daß oft schon nach kurzer Zeit die frühere Hitze wieder herrscht. Diese Gewitter lassen sich nicht vorherverkünden und auch nicht für die Wettervorhergabe benutzen; sie treten während der heißesten Tagesstunden aus schnell verdichteten Wolken plötzlich ein; doch zertheilen sich die Wolken oft ebenso rasch wieder, wie sie sich gebildet haben.

Die sogenannten cyclonischen oder Wirbelgewitter, die mit den Wirbelsürmen des atlantischen Ozeans zu uns herüberkommen, unterscheiden sich von den Wärmegewittern kaum durch andere Ursachen der Entstehung; sie sind wohl auch durch aufsteigende warme Luftströme, die viel Wasserdämpfe mit sich führen, bedingt. Doch übertreffen sie die Wärmegewitter an gewaltiger Ausdehnung und ziehen verderbbringend über weite Landstriche hin. Vor dreißig Jahren wurde der Verlauf der Gewitter mit großer Sorgfalt in Frankreich studirt; in den verschiedensten Orten befanden sich Kommissionen, die ihre Beobachtungen an eine Zentralkommission ihres Departements einsandten, wo eine Karte zusammengestellt wurde. Aus dieser wurde dann im Observatorium zu Paris eine Gewitterkarte des ganzen Landes gebildet. Durch diese Untersuchungen wurde festgestellt, daß die rein lokalen Gewitter sehr selten sind, während die meisten über größere Gebiete hinwegziehen. Um eine Anschauung von der Ausdehnung der Gewitter zu geben, wollen wir eine Gruppe erwähnen, die am 9. Mai 1865 durch Frankreich zog. Mit einem Wirbelsurme vom Atlantischen Ozean kommend begannen die Gewitter um 1/29 Uhr morgens im südwestlichen Theile Frankreichs und zogen nach Nordosten weiter; um Mittag hatten sie die Gegend zwischen Poitiers und Limoges erreicht, von wo ein Theil nach Südosten zu den Cevennen sich wandte, während ein anderer Theil, der vielfach von verheerendem Hagel begleitet war, nordwärts weiter zog; um 8 Uhr abends wüthete das Wetter über Paris und west- und ostwärts daran fast bis Rouen und Troyes. Nach Mitternacht erreichten die Gewitter die belgische Grenze, hatten also in 16 Stunden eine Strecke von mehr als 100 Meilen zurückgelegt. Der durchgezogene Landstrich hatte eine Breite von etwa 40 Meilen, so daß das Gewitter über 4000 Quadratmeilen hinwegzogen war, ein Gebiet von mehr als zehnmal so großer Ausdehnung, als das Königreich Württemberg, welches vor einiger Zeit durch ein ähnlich schweres Unwetter heimgesucht wurde.

Der Schaden, den diese Naturerscheinungen durch Vernichtung der Ernte und andere Zerstörungen hervorrufen, ist mannigfacher Art, und wir sind leider noch weit davon entfernt, uns in ausreichendem Maße dagegen zu schützen. — Bt

## Kleines Feuilleton.

— **Australisches Fleisch für den Kontinent.** „Neuter's Fin. Chr.“ berichtet: „Wie wir von kundiger Seite erfahren, beabsichtigt Südastralien im Herbst einen Versuch im großen zu machen, den europäischen Kontinent, namentlich aber Deutschland und Oesterreich, mit gefrorenem Fleisch zu versorgen. Der Ausdruck „gefrorenes Fleisch“ ist allerdings in diesem Falle unzutreffend. Das Fleisch wird in Zukunft mittels neuer Vorrichtungen nur erstarrt („chilled“) werden, wobei es fast ganz seine ursprüngliche Frische behält. Die neuen „Chilling-Maschinen“ nehmen nur die Hälfte des Raumes der früheren „Freezing Maschinen“ bei Verdoppelung der Leistungsfähigkeit auf den Schiffen ein, so daß für Fleisch ein größerer Raum auf diesen gewonnen wird. Die Preise werden sehr billig sein. Der Großist auf dem Kontinent wird für das Pfund Hammelfleisch 20 Pf., für das Pfund Rindfleisch denselben Preis, für Lamm in der Saison 35 Pf. bezahlen. Diese Verbilligung des Fleisches ist dem Umstande zu danken, daß die Schiffer, die durch hohe Frachten den Export bisher erschwerten, sich mit den Produzenten zusammengethan und als Beteiligte am Gewinn ihre Frachten herabgesetzt haben. Die Hälfte des in Londoner Westend-Mehrgeländen verkauften ist überseeisches Fleisch. —

— **Gemüthlicher Zeitdiener.** Emil Vessels, der wissenschaftliche Begleiter der amerikanischen Nordpol-Expedition unter Franz G. Hall an Bord der „Polaris“, erzählt in seinen Aufzeichnungen eine ergötzliche Geschichte über den Stand des Chronometer-Berichtens in Neufundland vor 25 Jahren: Am folgenden Morgen wurde der obligate Besuch beim Gouverneur abgemacht, dann kehrten wir wieder zurück, um der Chronometer wegen auf den Kanonenschuß zu warten. Das Signal ertönte; auf Deck stehend notirten wir die Zeit nach einem Taschen-Chronometer, als wir denselben aber kurz darauf in der Kajüte mit den eigentlichen Schiffszuhren verglichen, stellte sich im Vergleiche zu gestern eine verdächtige Differenz heraus, die jedoch viel von ihrem gefährlichen Charakter verlor, da sie bei sämtlichen Chronometern als die gleiche sich erwies. Meiner Ansicht nach mußte der Schuß zu früh gelöst worden sein; um jedoch vollkommene Sicherheit zu erlangen, versah ich mich mit einem Taschen-Chronometer, der zuvor sorgfältig mit mehreren der Schiffszuhren verglichen wurde, und machte mich auf den Weg, den Kanonier zur Rede zu stellen. Nach verschiedenen Irrgängen brachte mich ein weitergebrannter Mann, dessen Gang und Manieren den Seemann verriethen, auf die richtige Spur. Das Gebäude, welches er mir bezeichnete, war ein kleines dreieckiges Holzhaus, mit einem mächtigen Schilde versehen, welches die ehrsüchtgebende Aufschrift „Nautical Academy“ trug. Ich machte mir bittere Vorwürfe, dieses Institut eines so schwarzen Verbrechens beschuldigt zu haben, und zog, mein Gewissen zu beruhigen, die Klingel. Ein alter, schwerhöriger Herr öffnete die Thür und wies mich in eine Stube des Erdgeschosses. Nicht ohne Mühe gelang es mir, mich mit dem würdigen Navigations-Lehrer und Chronometer-Regulator der Kolonie Neufundland zu verständigen, der mich bat, möglichst laut zu schreien. Nachdem ich sein Zutrauen gewonnen, geleitete er mich durch den Hof nach einer Hütte, die Nehmlichkeit mit gewissen kleinen Gebäuden zeigte, auf deren Thüren gewöhnlich eine Zahl gemalt ist, die, wenn sie hinter einer 5 steht, derselben den Werth eines halben Hunderts verleiht. Bedächtig schob er den großen Schlüssel ins Schloß, welches geräuschvoll nachgab, und zeigte mir, nachdem wir eingetreten waren, sein Passage-Instrument, welches, an verschiedenen Stellen mit Bindfaden umwunden, die Spuren des Alters noch deutlicher zur Schau trug als sein Besitzer. Hier wird an klaren Tagen der Meridian-Durchgang der Sonne beobachtet, von welchem die Zeit des Schusses abhängt. Nachdem die Sonne den ersten Faden des Instruments passiert hat, zündet der alte Herr eine Punte an, und ehe der letzte passiert ist, eilt er nach der Kanone, den Schuß zu lösen. Daß es hierzu zuweilen mehr, zuweilen weniger Zeit bedarf, ist selbstverständlich, und aus eben diesem Grunde dürfte es gerathen sein, dem Signal zu misstrauen, wenn der Himmel nicht bedeckt sein sollte; denn im letzteren Falle versieht sich der Herr mit einer Uhr und brennt im richtigen Momente los. Auf meine Frage, warum die Einrichtung nicht besser sei, wurde Geldmangel als die Ursache des Uebels bezeichnet, welchem jedoch, bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, mit einer sehr geringen Summe gesteuert werden könnte. Für wenige Pfund Sterling ließe sich zwischen Kanone und Passage-Instrument eine galvanische Verbindung herstellen, ein leichter Druck des Fingers würde den Strom schließen, einen Platindraht ins Gläßen bringen und für ein brauchbares Signal sorgen, welches, etwa vor der richtigen Zeit gegeben, für gewöhnliche Zwecke den Zeitunterschied genügend ausgleichen würde, der durch die Fortpflanzung des Schalles entsteht. Ich begnügte mich damit, meinen freundlichen Führer darauf aufmerksam zu machen, und bat ihn, nach der „Academy“ zurückgekehrt, mich meinen Chronometer vergleichen zu lassen, um die genaue Ortszeit mit an Bord nehmen zu können. Gegenseitiges Misstrauen erschwerte jedoch mein Vorhaben mehr als ich erwartet hatte. Ich wollte die Vergleichung selbst vornehmen, er aber verweigerte mir hartnäckig den Zutritt zu seinen Chronometern, die sich in dem angrenzenden Schlafgemache befanden und von welchen er, um ihren Gang nicht zu stören, keinen nach dem anderen Zimmer bringen wollte. Wahrscheinlich mußte ich ihn mit lauterer Stimme, als eben nöthig war, zu überreden gesucht haben, denn in Folge des Lärms, der Nichtbetheiligte jedenfalls einen heftigen Wortwechsel ahnen ließ, stellte sich eine semmelblonde junge Dame ein, die

Tochter des Hauses, die ihren Herrn Papa mit ängstlichen und mich mit argwöhnischen Blicken musterte. Nachdem ich ihr mein Begehren mitgetheilt, erbot sie sich, mit mir gemeinschaftlich die Vergleichung des Chronometers vorzunehmen; sie habe hierin Uebung, meinte sie, denn wenn der Vater verhindert sei, müsse sie zuweilen die Uhren vergleichen. Mit vertheilten Rollen — sie im Schlafgemache vor den Chronometern, ich in der anderen Stube — wurde die Aufgabe durch eine dreimalige Vergleichung auf ein gegebenes Signal zu meiner vollsten Zufriedenheit gelöst, und mit der Aussicht, die junge Dame bald an Bord zu sehen, um ihr die arktischen Chronometer zu zeigen, wie sie die unserigen nannte, trat ich den Rückweg an. („Sirius.“)

## Literarisches.

— **Wie Schriftsteller arbeiten.** Im letzten Jahre hat in England der Roman „On the face of waters“, eine Geschichte aus den Tagen des indischen Aufstandes von Mrs. F. A. Steel, einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Wie die Schriftstellerin arbeitete, erzählte sie unlängst einem Ausfrager. „Ich habe“, sagt sie, „an dieses Buch seit vielen Jahren und darüber volle drei Jahre gedacht, ehe ich die Feder in die Hand nahm. Dann ging ich allein nach Indien und lebte drei Monate ganz allein im mohamedanischen Quartier einer kleinen Stadt im Penschab. Ich hatte keine Diener, that alle meine häusliche Arbeit selbst und schlief, wie es dort der Brauch ist, auf dem flachen Hausdach im Sternenlichte. Darauf reiste ich nach Delhi und studirte dort an Ort und Stelle die einzelnen Vorgänge meiner Geschichte. Ich wollte so genau sein als nur irgend möglich und nahm die verschiedenen Verlichkeiten photographisch auf. Bei meiner Rückkehr, als ich dann zu schreiben begann, konnte ich auf diese Weise mir die Einzelheiten aufs bestimmteste zurückrufen. Vorher aber hatte ich fast neun Monate im indischen Amte damit zugebracht, sämtliche auf den Aufstand bezüglichen Urkunden und Schriftstücke durchzulesen.“ —

## Theater.

— **Mori's Jokai** hat ein neues historisches Drama geschrieben. Es führt den Titel: „Levante, historisches dramatisches Gedicht in sieben Abtheilungen“, wird im Herbst im Druck erscheinen und im Laufe des nächsten Winters im Budapest National-Theater zur Aufführung gelangen. Das Drama hat die Besitzergreifung Ungarns durch die Magyaren zum Gegenstande. —

— **Ein neues Theater in Graz.** Der Gemeinderath in Graz hat sich am 26. d. M. im Prinzip dafür ausgesprochen, daß für den Bau eines neuen Theaters in Graz ungefähr zwei Drittel eines im Betrage von 1 200 000 fl. auszunehmenden Darlehens zur Verwendung gelangen sollen, während der Rest der Summe einem anderen gemeinnützigen Zwecke — Konzert- und Ballsaal mit Restauration — vorbehalten bleiben soll. Vaurath Zellner hat in einer Sitzung des Theaterkomitee's die Erklärung abgegeben, daß sich ein neues und den Anforderungen der Kunst und des modernen Komforts vollständig entsprechendes Haus ganz gut für 550 000—600 000 fl. herstellen lasse. —

## Kunst.

— **Die Thätigkeit der Berliner städtischen Kunstdeputation** wird illustrirt durch nachstehende „Gesamt-Uebersicht des derzeitigen Standes der Arbeiten“: Der v. Uechtrich'sche Wandbrunnen an der Ecke der Rosenthaler- und Gormannstraße, der über 38 000 M. kosten wird, ist soweit gediehen, daß bereits die Aufstellung des Sockels begonnen werden konnte; nach Fertigstellung des dahinterliegenden Gebäudemauerwerks soll mit der Errichtung des Kuppelbaues vorgegangen werden, die Bronze- und Granitarbeiten sind schon zum Versehen fertig. An der monumentalen Sighant auf dem Andreasplatz (Figuren von Haverkamp und Gomanski), welche mit 80 000 M. veranschlagt ist, sind die Steinmeharbeiten fertig verkehrt, augenblicklich werden die Brunnenbeden und Wasserleitungs-Anschlüsse vorbereitet. Die Bildwerke müssen bis zum 1. November d. J. aufgestellt sein. Die Gruppe auf dem Kopenplatz, „Ballspiel“ von Kolosky, deren Aufstellung 14 800 M. erfordern wird, ist nahezu vollendet; ihre Aufstellung soll im Laufe des September erfolgen. Die für den Viktoria-Park bestimmten Hermen (Körner, Kleist, Uhlend, Arndt, Schenkendorf und Rückert), deren Herstellung auf zusammen 37 500 M. veranschlagt worden ist, sollen bis zum 1. Mai l. J. aufgestellt sein. Die Calandrelli'sche Gruppe, Nympe, vor der v. d. Heydt-Villa, welche einschließlich der Brunnenanlage mit 10 500 M. angefaßt ist, soll Ende nächsten Monats zur Aufstellung gelangen; die Gruppe befindet sich zur Zeit in Vaas zur Ausarbeitung in Marmor. Von den für das Rathhaus angekauften Werken ist der mit 6600 M. veranschlagte Gobelin'schrein (von Tisch) in Arbeit, eine Präsidialglocke (von Schaffer), die 8000 M. kosten soll, „im Rohbau vollendet“, so daß die Ziselirung demnächst beginnen kann; der Abguß der Figur, „Läufer von Marathon“, endlich, dessen Anschaffung 2250 M. gekostet hat, ist bereits im Magistratssaale des Rathhauses aufgestellt worden. —

## Archäologisches.

t. Eine der ältesten Kulturstätten des Menschengeschlechts ist in den letzten Jahren durch Ausgrabungen, die von der Pennsylvanischen Universität veranlaßt wurden, aufgedeckt

worden. Einige Lagereisen südlich der Ruinen von Babylon liegen die Ruinen von Niffer, deren Platz wohl bekannt, aber noch niemals genauer untersucht worden war. Im Jahre 1890 schickte die genannte amerikanische Universität Dr. Peters nach Bagdad zur Erkundung, und dieser gewann den dortigen amerikanischen Konsul Haynes für die Leitung der Ausgrabungen in den Ruinen von Niffer, die jetzt zum Abschluß gekommen sind. Haynes hat sich mehrere Jahre lang selbst auf diesem Plage aufgehalten, bei Sommerhitze und Winterregen. Mit unermüdlicher Ausdauer leitete er die Ausgrabungen unter den Ruinen des Tempels, der Burg, der Umwallung, der Höfe und verborgenen Gemächer der alten Stadt. Wie alle Ruinenstätten jener Gegend, so besteht auch Niffer in der Hauptsache aus einem großen Tempel und einer Burg, umgeben von einer Mauer von über 50 Fuß Dicke, beide Bauten ruhen auf hohen Lehmfundamenten, um gegen Ueberschwemmungen geschützt zu sein. Diese bekannten Ruinen gehören der Regierungszeit des Königs Ur-gur an, der etwa 2600 Jahre v. Chr. lebte. Unter den Fundamenten dieses Tempels fand nun Haynes noch ein anderes, älteres Fundament, welches von König Sargon I. begonnen sein muß, da alle Ziegelsteine seinen Namen oder den seines Sohnes Naram-Sin tragen. Sargon I. regierte, wie man durch den berühmten Zylinder des Narbonidus weiß, um 3800 v. Chr., so daß das zweite Fundament also noch etwa 1200 Jahre älter wäre als das oberste. Noch tiefer grabend, stieß Haynes auf die Ruinen von noch einem oder mehreren Tempeln, über deren Alter man nur noch Vermuthungen äußern kann, Haynes schätzt dasselbe nach der Tiefe, in der die Fundamente liegen, auf etwa zwei Jahrtausende vor Sargon I. Endlich sind Gründe zu der Annahme vorhanden, daß auch diese letzten Bauten noch nicht die ältesten auf diesem Plage waren, sondern wieder noch auf die Fundamente älterer erbaut wurden, so daß hier die Ruinen von vier Städten übereinander liegen würden. Nach Jahrtausenden lassen sich diese Zeiträume der Bebauung von Niffer überhaupt kaum noch schätzen. Jedenfalls war Niffer in der Zeit 4000 und 2500 v. Chr. eine der gewaltigsten Städte dieses Gebietes. Es ist erstaunlich, daß zu Sargon's Zeiten, fast vier Jahrtausende vor Christi Geburt, schon eine so starke Festung gebaut werden konnte, diese Thatsache läßt auf einen ganz unerwarteten Grad von Zivilisation schließen. Das bei den Ausgrabungen gewonnene Material geht seiner eingehenden Bearbeitung erst entgegen und wird gestatten, über den Stand der Kenntnisse, der Religion, Sitten und Gebräuche jener entlegenen Epoche Mesopotamiens Aufschlüsse zu gewinnen. —

### Aus dem Thierleben.

— Von den amerikanischen SammelSpechten erzählt der „Prometheus“: In Amerika giebt es eine eigene Art von Spechten, die SammelSpechte, welche die Gewohnheit angenommen haben, gewisse Pflanzenslämme als Vorrathshäuser zu benutzen, in denen sie Nahrungsvorräthe für die knappe Jahreszeit anlegen. Dieser von Kalifornien bis Mexiko vorkommende Specht (*Colaptes formicivorus*) beschäftigt sich, während er im Sommer von Kerbtieren lebt, im Herbst sehr eifrig damit, kleine Löcher in die Rinde der Eichen und Fichten zu bohren und in ihnen Sichel für den Winter anzusparen. Einen ähnlichen Instinkt hat man kürzlich bei derselben oder einer nahe verwandten Art von SammelSpecht beobachtet, der in den Küstenländern Nordamerikas zum Meeresstrande fliegt, um eine Art Napf- oder Schließelschnecke (*patella*) zu sammeln, die er in ein vorher gebohrtes flaches Loch eines Baumstammes oder Telegraphenpfahls einkeilt, um sich ihrer in gelegener Zeit als einer leckeren und fetten Nahrung zu bedienen. Er weiselt dann ein neues Loch und fliegt davon, um für dasselbe eine passende Napfschnecke zu holen. Die Wahl ist sehr raffiniert, denn diese Meereschnecken, die nicht nur in Fenerland, sondern auch an den Küsten Hollands und Englands gern von den Menschen verspeist werden, sind sehr zählebig und bleiben in den Holzlöchern wahrscheinlich so lange am Leben, bis es den Feinschmeckern, die sie einsammeln, gefällt, sie zu verspeisen. —

### Medizinisches.

— k. Ueber die Ursachen der Taubstummheit machte Dr. Seifert gelegentlich eines Vortrages in der physikalisch-medizinischen Gesellschaft zu Würzburg über die Spiegelschrift bei Taubstummen einige interessante Mittheilungen. Von den 221 von ihm untersuchten Kindern der Kreis-Taubstummenanstalt in Würzburg und der badi'schen Taubstummenanstalt in Gerlachsheim war nur in 57 Fällen die Taubstummheit eine angeborene; in 42 Fällen war dieselbe auf Meningitis (Hirnhautentzündung), in 17 Fällen auf Krämpfe, in 15 Fällen auf Scharlach und in 11 Fällen auf vorhergegangene Ohrenerkrankungen zurückzuführen. In 7 Fällen waren Diphtherie, in 6 Fällen Typhus, in 4 Fällen Masern die Ursache, in 2 Fällen konnte die Taubstummheit auf Schlaganfall zurückgeführt werden. In 90 Fällen endlich war eine erbliche Belastung als Ursache nachweislich und in 41 Fällen handelte es sich um Krankheiten, über die nichts Näheres zu erfahren war. —

### Bergbau.

— Gediegenes Gold aus Transvaal ist kürzlich der kgl. geologischen Landesanstalt und Bergakademie in Berlin über-

wiesen worden. In Transvaal kommt gediegenes Gold nur äußerst selten vor. Unlängst aber wurden einige Blöcke mit solchen gefunden und wegen ihres bedeutenden wissenschaftlichen Werthes von der Transvaalregierung zu dem Zwecke angekauft, um befreundeten Staaten für deren Museen zum Geschenk übersandt zu werden. Dabei ist Deutschland in erster Reihe mit berücksichtigt worden, es hat einige Exemplare schönster Goldberze erhalten, deren Goldwerth allein, also abgesehen von dem hervorragenden wissenschaftlichen Werthe, auf ungefähr 6000 M. geschätzt wird.

### Humoristisches.

— Wenn't morg' Pingstre wär! Ein junger Knecht muß fort zum Militär. Am letzten Abend nimmt er unter einem Pflaumenbaume zärtlichen Abschied von seiner Liebsten. Weinend hängt sie an seinem Halse und sagt:

„Frügle, warst mi ol nich vergäte?“

„Re, Mäke.“

„Warst mi ol ins Schriewe?“

„Dat's jewiß.“

„Wenneie?“

„Tau Pingstre.“

Sie, laut schluchzend: „Wenn't doch morg' Pingstre wär!“ —

— Wohlgemeinter Rath. Der Präsident der Londoner Akademie, Sir Edward Bynner, erzählt in der neuen Ausgabe seiner „Vorlesungen über Kunst“ in einer Anmerkung folgendes Erlebnis. Er hatte seine erste Vorlesung „über dekorative Kunst“, in der viel von Michel Angelo die Rede ist, in einer Kunstschule in der Provinz gehalten und fragte, als die Sache vorbei war, etwas besorgt einen Angestellten des Instituts: „Nun, wie ist's gegangen? War's nicht zu lang?“ Der Mann, der ein Schotte war, legte den Finger an die Nase und sagte mit viel Bedacht und Nachdruck: „Sie hätten lieber alles das über Mc Angelo auslassen sollen; wir wissen hier nichts von diesem Herrn.“ —

### Vermischtes vom Tage.

y. Auch ein Jubiläum. Der Omnibusfuhrmann Nomet in Marne hat in diesen Tagen die 10 000ste Fahrt von Marne nach Brunsbüttel und zurück gemacht. Der Mann ist 84 Jahre Omnibus-Rutscher. —

y. Eine Bauerstochter Dr. med. Die Tochter eines Hofbesizers in Laugtwedt (Nordschleswig), die drei Jahre an der Universität in Kopenhagen studirt, hat unlängst ihr medizinisches Examen summa cum laude bestanden. —

— Auf dem Schießplatze in Alschwillen fanden zwei Knaben, Brüder, einen Zünder. Der Zünder explodirte. Der eine Knabe wurde sofort getödtet, der andere schwer verletzt. —

— In Wethen, D.-Schl., stellte ein Rutscher eine Schachtel mit Morphemipillen auf das Fensterbrett. Sein dreijähriger Sohn hielt die Pillen für Bonbons und verschluckte 22 der runden Dinger. Das Kind ist gestorben. —

— In einer Bierwirtschaft zu Altenburg verzehrte ein Mann auf die Aufforderung eines Gastes sechs Stück Britets, zwei Pfund Speck, einen halben Liter Nordhäuser und zwei Glas Lagerbier, nachdem der betreffende Gast erklärt hatte, die Kosten für diese „Mahlzeit“ tragen zu wollen. — Die Zwei waren einander werth. —

— An der Mosel (Umgebung von Trier) hat ein sehr starkes Gewitter, verbunden mit Wollenbruch und Hagel, gewüthet. In Beyerweiler zerstörte der Blitz ein ganzes Haus und tödtete zwei Personen. —

— Wie die „Frankf. Ztg.“ schreibt, wurde in Neckarsulm eine Anzahl Mädchen verhaftet, die sich des Verbrechens gegen das leimende Leben schuldig gemacht haben sollen. Eine Frau, die Hilfsdienste geleistet haben soll, wurde gleichfalls gefänglich eingezogen. Weitere Verhaftungen sollen bevorstehen. —

— In mehreren russischen Dörfern bei Memel sind wegen der Auswandererbewegung Bauernmuthen entstanden. Viele Verwundungen und Verhaftungen sind erfolgt. —

— Die Phylloxera hat drei Viertel sämmtlicher spanischen Weinberge verseucht. —

— Ein Amerikaner wollte vor einigen Tagen von Dover nach Calais, über den Kanal schwimmen. Unterewegs bekam er aber Krämpfe und Blutspucken und mußte in ein Boot gezogen werden. —

— Aus allen Theilen Südafrikas wird das Auftreten der Kinderpest gemeldet. —

c. e. Eine katholische Frauen-Universität wird demnächst in Washington (Nordamerika) ins Leben gerufen werden. Die Lehrkräfte sollen über 17 Jahre alte katholische Mädchen und Frauen geöffnet sein, die sich eine entsprechende Vorbildung angeeignet haben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 1. August.